

Frauenstimme

Nr. 1 + 43. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

7. Januar 1926

Die Not der Kinderreichen.

In unserm Staatsgrundgesetz, der deutschen Reichsverfassung, steht in Artikel 119, Absatz 2: „Die Reinerhaltung, Gefundung und soziale Förderung der Familie ist Aufgabe des Staates und der Gemeinden. Kinderreiche Familien haben Anspruch auf ausgleichende Fürsorge.“

Leider steht nicht dabei, wo und wie dieser Anspruch geltend gemacht werden soll. Weiter steht in Artikel 122: „Die Jugend ist gegen Ausbeutung sowie gegen sittliche, geistige und körperliche Verwahrlosung zu schützen.“ Wie soll das in schlechten, überfüllten Wohnungen ermöglicht werden? Es geht uns heute schlecht. Die Volkswirtschaft hat Krisenzeit, wo Rücklagen für Auf- und Ausbau der Betriebe nicht gemacht werden, sondern, um den Bestand des Reiches zu sichern, vor allem die Zahlungen für den verlorenen Krieg geleistet werden müssen. Der Durchschnittslohn der deutschen Arbeiterschaft erreicht nicht das Existenzminimum, und die allgemeine Notlage ist noch verschärft bis zum buchstäblichen Umkommen bei den kinderreichen Familien, die bekanntlich zum weitaus größten Teile zur Arbeiterschaft gehören.

Das Reich hat immerhin bei allen Notmaßnahmen kinderreiche Familien als Minderbemittelte gelten lassen. Sie haben also bis 1924 Anspruch auf Milch- und Brotverbilligung gehabt. Dann überließ man die weitere Fürsorge den Ländern und Gemeinden. Im übrigen war die Fürsorge des Reiches recht negativ — wenn man vom Steuererlaß absteht. Die Wochenhilfe gibt ja nicht den Kinderreichen besonders und ist auch höchstens im ersten Vierteljahr nach der Niederkunft wirksam. Freilich heißt es im Heimstättengesetz: „Kriegsteilnehmer . . . usw. . . und kinderreiche Familien sind bei der Vergebung der Heimstätten vorzugsweise zu berücksichtigen“, aber es sind sicher nicht viele kinderreiche Familien zu einer Heimstätte gekommen. Dazu gehört Geld, ferner die Nähe einer Schule und erreichbare lohnende Arbeit für den Mann. Dagegen ist bekannt, daß sehr viele kinderreiche Familien schon vor dem Kriege und erst recht heute sehr elend wohnen. Man erstaunt vor der Aufopferung der Mutter, die trotz der Kinderzahl tageweise und stundenweise auf Arbeit geht, um die brutale Wagenfrage lösen zu helfen. Man sieht den Leidensweg des Mannes, der sich jede kleine Annehmlichkeit versagt, bis das letzte Kind erwerbsfähig ist, d. h. bis er selbst über fünfzig Jahre alt und als Arbeiter verbraucht ist. Die gesunde Frau aber kann die Zunahme der Kinderzahl nicht hindern, wenn sie nicht die Ehe aufgeben will — der Arzt darf soziale Gründe für Schwangerschaftsunterbrechung nicht gelten lassen.

Trotzdem beide Gatten arbeitswillig, arbeitsfähig und moralisch einwandfrei sind, werden sie zwangsläufig hilfsbedürftig. Die öffentliche Fürsorge hilft von Fall zu Fall mit einzelnen Geldbeträgen, mit Kleidung, Feuerung, Milch, verbilligten Lebensmitteln, teilweise auch Bettwäsche. Die Kinder kommen wegen Unterernährung in Pflagestätten; die größeren Kinder versuchen schon vor dem Alter von zwölf Jahren Geld zu verdienen. Sie geben also der Gesundheitsfürsorge und der Jugendwohlfahrt Gelegenheit, sich zu betätigen, weil natürlicherweise die kinderreiche Mutter noch mitarbeiten muß.

Wo bleibt die ausgleichende Fürsorge? In der Verordnung über Erwerbslosenfürsorge wird bestimmt, daß die Erwerbslosenunterstützung durch die Familienzuschläge nicht höher werden darf als der doppelte Betrag der für die erwerbslose Person gezahlten Unterstützung. Dadurch kann der Vater von sechs und mehr Kindern nicht mehr Unterstützung als der Vater von vier Kindern erhalten. In der Verordnung über Lohnpändung wird der unpfindbare Mindestlohnbetrag für jeden Familienangehörigen um ein Sechstel des Mehrbetrages gesteigert, aber höchstens auf zwei Drittel des Mehrbetrages. Hier hat die Gesetzgebung an die normale Familie mit drei Kindern gedacht. Ueberall wird dem kinderreichen Familienvater bewußt, daß seine Kinderzahl unnormal ist. Vom Standpunkte der Staatserhaltung aus ist aber eine zahlreiche Nachkommenschaft bei gesunden Familien zu wünschen, sicher aber die vorhandene zu schützen.

Das Ziel der Gewerkschaften ist, zunächst einen Lohn zu erkämpfen, der für die Ernährung einer vollständigen Familie ausreicht. Die Unternehmer weisen auf Konkurse und Betriebsstillegungen hin und erklären eine weitere Lohnsteigerung für unmöglich. Der Staat hat durch die Zollpolitik eine Preissteigerung für den Lebensbedarf herbeigeführt, also den Reallohn noch herabgedrückt. Es werden Berechnungen aufgestellt, die besagen, daß, wenn die Gesamtsumme der Löhne nicht steigt, der Soziallohn, die Zahlung von Familienzuschlägen, zu Abzügen vom Lohn der Alleinstehenden führen könne. Andere verlangen unter Hinweis auf die Reichsverfassung staatlich gezahlte Kinderprämien. Die Wohlfahrtsämter aber weigern sich, bei dem Arbeitskommen laufende Unterstützung zu zahlen.

Vom einzelnen Arbeitgeber kann zwar auch nicht die Zahlung von Familienzuschlägen erwartet werden, wohl aber von der Gesamtheit der Unternehmer. Was bei der Unfallversicherung möglich war — Verteilung der Lasten auf alle Werkbesitzer —, müßte auch für Schaffung der Ausgleichskassen möglich sein, und man könnte vielleicht auch diese Kassen den bestehenden Berufsgenossenschaften angliedern. Es müßten dazu nur auch die außerhalb der Unfallversicherung stehenden Arbeitgeber mit herangezogen werden. Der Beitrag würde pro Kopfzahl der Beschäftigten zu zahlen sein und durch Umlage der Familienzuschlag für jedes Kind entsprechend der Anmeldung für die Krankenversicherung an den Arbeitgeber wieder überwiesen und von ihm neben dem Lohn gezahlt werden.

Das wäre würdiger für die Kinderreichen und billiger für den Staat, selbst wenn er anfangs zuschießen müßte, als die jetzt vereinzeltten Unterstützungen, die bald hier, bald da dem Kinderreichen mit soviel verschiedenen Begründungen zufließen, und doch nur aus der einen Ursache des Kinderreichtums. Wir sind heute nicht nur arm im Kassenschranks, sondern unter der Nachwirkung des Krieges auch arm an gesunden Menschen. Wir müssen nach Reichtum streben. Aber nicht die vorhandene Geldsumme drückt den Reichtum aus, sondern die vorhandene lebensstüchtige Arbeitskraft. Deshalb: Wahrt den Anspruch der Kinderreichen!

Elia Wierzbicki (Hamburg).

Der Weg nach oben . . .

„Meine Kinder sollen etwas Besseres werden als ich,“ so denken oder sprechen manche Eltern. Wie dies „Bessere“ aber aussieht, und auf welche Weise es am besten erreicht werden kann, davon haben sie meist nur unklare Vorstellungen. Sie denken dabei natürlich zuerst an höhere Schulbildung und an den Beruf eines Kopparbeiters, und glauben, genug für das Wohl ihrer Kinder getan zu haben, wenn sie für Beides sorgen nach ihren besten Kräften. Sie vergessen aber dabei so mancherlei, was ihnen zu wissen wichtig wäre, und zwar ehe sie ihre Kinder diesem „Besseren“ zuführen. So mancher proletarische Vater, so manche proletarische Mutter fluchen heute der Stunde, die ihnen diesen Gedanken eingab, weil der Erfolg, den sie erreichten, so ganz anders aussieht, als sie ihn sich erträumten.

Viele dieser Kinder haben nicht nur die Kenntnisse erlangt, die der Mutter vorgeschwebt haben, sie sind nicht nur zu der gehobenen Stellung gelangt, die der Vater für sie erhofft hat, sondern sie haben auch den Dünkel der sogenannten „besseren“ Kreise sich angeeignet und sehen ihre Eltern, denen sie doch neben ihrem meist eisernen Fleiß ihre Stellung verdanken, als Menschen zweiter Klasse an. Sie schämen sich ihrer Herkunft. Ja, und das ist für die Allgemeinheit das Schlimmste; sie werden statt Helfer, Berater, Mitkämpfer ihrer Klassengenossen deren erbitterteste Feinde. Sie kämpfen mit allen Waffen des Wissens und der Satire gegen die Ideale, für die ihre Eltern immer gekämpft, vielleicht gehungert, vieles geopfert haben. Sie verachten nicht nur alle diejenigen, die angeblich unter ihnen stehen, sondern kommen auch häufig dazu, ihre eigenen Eltern zu verachten und wegen ihrer Einfachheit und Unbeholfenheit zu verspotten, anstatt ihnen im Alter eine Stütze und eine Hilfe zu sein.

Woher kommt das? Es ist eine Folge ihres vielzuvielen Umgangs mit den Mitschülern aus anderen Lebenskreisen in den höheren Schulen. Denn fast alle höheren Schulen sind in Folge der Gesinnung der Lehrer heute Brutstätten nicht nur reaktionärster Borniertheit, sondern auch des dümmsten Snobismus. Die Mitschüler hänseln oder verachten das Arbeiterkind mit der allen Kindern gemeinsamen Grausamkeit wegen seiner einfachen Kleidung und seiner gesellschaftlichen Unbeholfenheit, manchmal auch wegen des Standes seines Vaters. Dadurch wird das Arbeiterkind pußsüchtig, um nicht von den Kameraden abgestochen, und verleugnet seine Herkunft, weil es sich seiner Eltern schämt. Zuerst kann es die Dummheit und Tragweite dieser Handlungsweise nicht erkennen und tut es aus Schutzbedürfnis. Später erkennt es die Ursachen, die die Kameraden zur Verachtung der Arbeiterwelt zu haben glauben, und lernt, mit diesen gegen seine Klasse zu fühlen. Da es das Arbeiterkind später beim Studium immer schwer hat und sich geldlich durchqualen muß, so kommt der Neid auf die Bessergestellten hinzu. Es macht merkwürdigerweise nicht diejenigen dafür verantwortlich, welche durch Geldschränken die Bildung von den Arbeiterkreisen absperrten wollen, sondern seine eigenen Eltern, die mehr für ihr Kind hätten tun sollen. Kommen hierzu dann noch Hochschullehrer, die ebenso beschränkt in ihrer Auffassung sind, so ist das Unglück fertig, und wieder ist ein Proletarierkind seinen Klassengenossen entrissen. Das Wort „Freie Bahn dem Tüchtigen“ ist damit gerade auf den Kopf gestellt, denn die Bahn ist nicht frei, sie ist eingeeignet durch Lächerliche, ja verbrecherische Vorurteile, die den Aufstrebenden zwingen, entweder zu entsagen oder zu heucheln.

Diese Heuchelei aber führt zum Renegatentum.

Wie können wir diese Entwicklung verhindern?

1. Müssen sich die proletarischen Eltern zwingen, gerade den Kindern gegenüber, die „etwas Besseres“ werden sollen, nicht Affenliebe zu zeigen, ihnen nicht allen Willen zu tun, sie nicht von aller Arbeit und Sorge fernzuhalten suchen, sie anhalten, trotz der hohen Schule ihre übliche Hausarbeit zu machen, in der Wirtschaft zu helfen, sich die Kleider selbst zu bürteln und die Stiefel selbst zu putzen, ihnen auf der Strafe nicht die Patete abzunehmen usw. usw.

2. Müssen sie den Kindern berechtigten Stolz auf ihre Herkunft beibringen. Sie müssen ihnen frühzeitig erklären, daß Kopf- und Handarbeit lediglich verschiedene Formen sind, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, daß eines so ehrenhaft und wichtig für das Volksganze ist wie das andere, man also nicht den einen oder anderen verachten darf. Der Preisunterschied der Arbeiten aber nur darin liegt, daß wirklich kluge Köpfe eben nicht sehr zahlreich vorhanden sind.

3. Müssen die Eltern den Kindern klarmachen, daß sie selbst dann stolz auf ihre Herkunft sein müssen, wenn sie durch

ihre bessere Vorbildung eine Stellung in der Welt erringen, die ihren Eltern verschlossen war, weil sie keine Gelegenheit zum lernen hatten, denn das Holz, aus dem sie geworden sind, ist auf gutem Boden gewachsen.

4. Müssen sie ihre Kinder dahin belehren, daß sie ihre bessere Bildung dazu bekommen haben, daß sie ihren schwer bedrängten und unterdrückten Klassengenossen im Kampfe um ihre Existenz und politische Bedeutung Führer und Helfer sein sollen und können.

Was aber können wir alle außerdem zur Erreichung dieses Zieles tun, denn die Sache geht die Partei als Ganzes an? — Wir alle müssen uns einsetzen für die weltliche Einheitschule und in der Uebergangszeit für die Aufbauschule, d. h. die Schule, die direkt auf der Gemeindefschule aufbaut und die Arbeiterkinder bis zur Universität führt. Diese Schule erspart den Kindern das Gefühl der Zurücksetzung und Beschämung durch andere Kinder, wie in der höheren und Mittelschule. Hier können sie ruhig das Ziel ihrer Ausbildung erreichen. Wenn sie diese Schule verlassen, dann ist ihr Charakter soweit gefestigt, um die Dummheit und Hohlheit ihrer Kommilitonen aus dem bürgerlichen Lager zu durchschauen.

Und solche jungen Leute beiderlei Geschlechts werden dann ihrer Klasse als Kämpfer und später vielleicht als Führer erhalten bleiben und gute Dienste leisten!

S. A. Hermes, Steglitz.

Männertreu.

Wenn Löwenzahn in Staub zerfällt,
Dann heißt man's „Männertreu“:
Ein Hauch — und fort in alle Welt
Verfliegt die leichte Spreu.

Doch echte Treu beim echten Mann
Und sein beschwornes Wort,
Reißt auch des echten Löwen Zahn
Nicht von der Wurzel fort.

Korn Towa.

Feierabend.

Endlich!

Das ist wohl bei allen, die hinter Maschinen und Schraubstöcken stehen, der Schluß der langen Gedankenkette, die sich täglich von neuem aneinanderreht, wenn die Zeiger der Uhr im Schneidengang die letzte Stunde bewältigen. Das blecherne Getöse der Klingel wirkt jetzt lange nicht so abscheulich, wie wenn es — die keifende Stimme einer Antreiberin — zum Beginn der Arbeit ruft. Darum wird es jetzt auch schneller — viel schneller gehört, als bei Arbeitsbeginn.

Wie ein Aufatmen geht es durch den Raum. Einen Augenblick lang ist es ganz still. — Die Transmissionen stellen das monotone Klappern ein — das „Ping-pang“ der Hämmer verstummt und das mühselige Kreischen der Feilen peiniget nicht mehr die Empfindungsnerven.

Doch nur einen Atemzug lang währt diese plötzliche Stille. — Denn schon tappen geschäftig die Holzpanzinen die Gänge auf und ab — Werkzeug fällt geräuschvoll auf den Tisch — hier und da ertönt ein Zuru!, ein Scherzwort — ein erköstes Aufstachen — ungestüme Hände klirren mit Schlüsseln — fahren ordnend über den Werkflisch. —

Alles geschieht in einer fahigen, überhasteten Weise — die unterdrückte Unruhe der letzten Stunde, die krampfhaft niedergehaltene Erregung der übermüdeten Nerven entladet sich. — Die Gedanken sind schon weit fort — auf den Flügeln der Sehnsucht vorangeeilt und sind nun ärgerlich, daß der dumme, schwerfällige Körper nicht so schnell folgen kann.

— Feierabend! —

Verchieden wie die Menschen sind auch ihre Gedanken. — Der eine freut sich schon auf einen Spaziergang, der andere schweigt im Vorgenuß eines Konzertes, — dieser steht sich in leichter Kleidung auf dem Sportplatz — jener denkt an Radioempfang und Bastelarbeit — — der kleine Budlige dort wartet voll froher Erwartung auf den Augenblick, da ihm in seinem Zimmer der Bücherschrank entgegenlacht. —

Jener große, finstere Mann am Umboß, der den ganzen Tag über kaum drei Worte spricht, — füst schon in Gedanken um seinen Hals die runden Armechen seines Kindes, — hat schon im Ohr das aufschauzende „Bati!“ — und ein Lächeln huscht über sein Gesicht wie ein verirrter Sonnenstrahl. —

Alle, alle — ob sie an Menschen, Tiere oder tote Dinge ihre Sehnsucht gehängt haben — alle sind sie ungeduldig, hinauszukommen aus diesen kahlen Räumen, in die sie das harte Muß des Broterwerbs täglich für neun lange Stunden einspercht. —

Denn hinter diesen öl- und staubverschmierten Fenstern, hinter den schweren Fabrikatoren, vor denen die Portiers Wache halten, erwartet sie ja strahlenden Auges die, die allen Freund ist — die Freiheit. —

Und der stille Abglanz dieser Freude liegt auf allen Gesichtern, wenn sie in wirrem Strudel aus der endlich geöffneten Fabrik-

pforte quellen, — in breitem Strom sich an Haltestellen und Bahnhöfen stauen, oder sich in Nebenstraßen verlieren. —

Was tut es, daß es nur wenige Stunden sind, da sie sich selbst gehören — denkt der Vogel beim Ausbrechen aus dem Käfig daran, daß er morgen wieder eingefangen wird? —

Jetzt klingt und schwingt in ihrer Seele das Zaubermotiv: „Feierabend!“ Walter Dehmel.

Ist Mütterlichkeit angeboren?

Einen selten interessanten Einblick in die Psyche der heranwachsenden Mädchen bietet eine kürzlich erschienene Schrift von Alice Descoedres: „Das Gefühl der Mütterlichkeit bei unseren jungen Mädchen“. Der Arbeit liegt eine statistische Rundfrage zugrunde, die an 665 Mädchen gerichtet wurde, und welche die Fragen enthielt: 1. Wie möchtest du leben, wenn du 25 Jahre alt bist? 2. Welchen Eindruck machen dir die kleinen Kinder: a) die ganz kleinen von einigen Monaten; b) die drei- bis fünfjährigen? Die Rundfrage umfaßte Mädchen von 11 bis 17 Jahren, darunter die Schülerinnen höherer Schulen und Volksschulen ziemlich gleichmäßig. Der Nationalität nach handelt es sich überwiegend um Mädchen aus der romanischen Schweiz.

Trotz der eine solche Gedankenassoziation erleichternden Fragestellung und der auf die Ehe gerichteten Erziehung der meisten Mädchen ist es interessant, daß, abgesehen von 38 Proz., die es ablehnten, auf solche indistinkten Fragen zu antworten, sich 15 Proz. entschieden für's Nichtheiraten aussprachen und nur ein Viertel der Befragten sich mit der gleichen Eindeutigkeit mit 25 Jahren verheiratet sieht. Bei diesen ist der Hauptgrund, nicht als alte Jungfer sitzenzubleiben, „fomisch“ und „unzufrieden“ zu werden; und selbst wo diese Beforgnis nicht mitspricht, sieht man, zumal bei den Vermeren, der Ehe mit recht gemischten Gefühlen entgegen. Manchmal äußert sich auch eine recht naive Hoffnung, durch die Heirat zu Wohlleben und Genuß, zu Reife und Vergnügen zu gelangen, eine Auffassung, die bei dem jüngeren Mädchen unbedenklich erscheint, dagegen bei 15- bis 16jährigen schon auf ausgeprägten Egoismus schließen läßt. Gering ist die Zahl der Befragten, die auf gute Eigenschaften des Erwählten Wert legen, und noch seltener sind die Schwärmerinnen der „großen Liebe“, des „Glücks zu zweien“, unter denen wiederum nur ganz einzelne daran denken, den Gatten zu stützen und glücklich zu machen.

Von einem zukünftigen Beruf sprechen 38 Proz. der befragten Mädchen. Ueberraschend wirkt es, daß sich, zumal bei den Volksschulkindern eine starke Anhänglichkeit an die Eltern offenbart, deren Versorgung mit oder ohne Ehe eine große Rolle spielt. Zweifellos ist dies eine Wirkung der dauernden Lebensunsicherheit im Proletariat, die schon das Kindergemüt tief beeindruckt. Auch für die Berufsergreifung zeigen sich neben Motiven des Pflichtbewußtseins und selbst des Idealismus solche des traffesten Egoismus, — der Beruf soll Mittel sein zum genußreichen Leben.

Auf den zweiten Teil der Umfrage antworteten 19 Proz. der Mädchen, daß kleine Kinder auf sie nicht den geringsten Eindruck machten, und sie bei deren Anblick absolut nichts empfänden. Merkwürdig berührt es, daß Volksschulkindern von 14 Jahren ab ganz bedeutend kleine Kinder gegenüber den höheren Schülerinnen bevorzugen, obgleich man meinen sollte, daß sie durch den häufigen Zwang zur anstrengenden Wartung kleiner Geschwister eher eine Abneigung gegen Kleinkinder hätten. Der interessanteste Teil der Rundfrage ist zweifellos die Antwort auf die Frage, wieviele Mädchen sich selbst einmal Kinder wünschen. Da ist es wert, festgehalten zu werden, daß trotz schlechterem sozialen Milieu diesen Wunsch äußern: von Volksschülerinnen 45 Proz. und von Oberschülerinnen 9 Proz. Der Altersunterschied spielt in diesem Punkt keine Rolle. Wiederum ist es hochinteressant, daß von dieser Anzahl, der vielen Arbeit wegen, 7 Proz. nicht mehr als ein Kind und 12 Proz. höchstens zwei Kinder haben wollen. Die Kinderliebe ganz allgemein äußert sich im übrigen zuweilen auch bei der Frage der Berufswahl, wo dann erklärt wird, man möchte später in der Schule, im Kindergarten, im Waisenhaus usw. tätig sein.

Als wichtigstes Ergebnis dieses Experimentes dürfte feststehen, daß trotz aller sentimentalen Beeinflussung des Mädchens im Sinne der Ehe als höchstes und lehtes Lebensziel, trotz der Verpöndung der „alten Jungfer“ und der sozialen Höherwertung der Ehefrau, trotz der schon beim weiblichen Kleinkind einsetzenden Gemütsvorbereitung für den Mutterberuf (Puppenspiel) von einer „angeborenen“ Mütterlichkeit nicht die Rede sein kann, wenn nur (45 + 9 = 54 : 2 =) 27 Proz. aller befragten Mädchen den Wunsch nach eigenen Kindern äußern, noch dazu mit den beachtenswerten Vorbehalten in bezug auf Begrenzung der Kinderzahl. Dagegen spielt, genau wie bei Knaben, Lebenserfüllung durch Genuß, und heute in zunehmendem Maße durch Berufsarbeit, eine hervorragende Rolle. Es erweist sich also, daß die Aufsicht der kommenden Generation weder allein mehr der Frau zugeteilt werden kann, noch heute ihren einzigen, alles andere überragenden Lebensinhalt mehr bildet. Neben die „Erziehung zur Mütterlichkeit“ hat die „Erziehung zur Väterlichkeit“ zu treten; — auch der Mann hat sich unter den heutigen veränderten Verhältnissen seiner Aufgaben und Verantwortung gegenüber dem Nachwuchs bewußt zu werden.

Hedwig Schwarz.

Nimm den Pfeil.

Weißt du noch, wie wir als Kinder spielten,
Mit den Lanzen nach den Wolken zielten,
Nach dem Himmel Steine warfen? Ach,
Lange sahen wir den Wolken und den Steinen nach.

Weißt du noch, wie wir als Jüngling spielten,
Nach den Herzen junger Mädchen zielten?
Küsse, Tränen, viele Seufzer! Ach,
Lange spielten wir und sah'n den Mädchen nach.

Weißt du noch, wie wir als Männer spielten,
Nach der Sonne und den Sternen zielten.
Nach den Göttern Steine warfen? Ach,
Lange sahen wir den Sternen und den Göttern nach.

Ja, ich weiß, wie wir als Kinder sprangen.
Bebend durch die Wälder sind gegangen,
Pfeile schnitzten; als der Pfeil zerbrach,
Warfen lachend wir den Bogen nach!

Ja, ich weiß, wie wir als Jüngling bebten,
Als die Mädchen uns vorüberschwebten.
Schönste Wolke, die für uns zerbrach!
Heiße Tränen stürzten nach.

Ja, ich weiß, wie wir als Männer warben
Um die Götter, um die Regenbogenfarben.
Doch die Götter stürzten und der Bogen brach.
Und wir standen da uns seufzten: Ach!

Aber Seufzen kann dem Mann nicht dienen,
Leg das Herz in Eisenklienen.
Nimm den Pfeil und schief ihn in die Sonne:
Kinderspiel und Männertat ist eine Wonne!

Max Barthele.

Der Dichter und seine Schwester.

Daß die Frauen auf das Schaffen unserer großen Dichter und Künstler gar häufig einen recht starken Einfluß ausübten, darüber ist schon des öfteren geredet und geschrieben worden. Nächst der Geliebten ist es zumeist die Mutter, die, bewußt oder unbewußt, das dichterische Wirken des Sohnes in dieser oder jener Richtung bestimmte. Vom Mütterlein hatte ein Goethe nach seinen eigenen Worten „die Lust zum Fabulieren“ mitbekommen, und Viktor Schöffel meinte, daß er alles, was er an dichterischer Kraft in sich trüge, von seiner Mutter geerbt habe. Viel weniger Beachtung findet in der Regel das Verhältnis des literarisch oder künstlerisch Schaffenden zu seiner Schwester oder besser: die Literaturgeschichte schenkte diesem Faktum im allgemeinen nur eine geringe Aufmerksamkeit. Und doch verlohnt es sich, hier gelegentlich den Vorhang ein wenig zu lüften und ein bißchen hineinzu schauen in die in Frage kommenden schwesterlichen Dinge interessierender Vergangenheit.

Allerlei Schönes und Wertvolles bietet sich da zuweilen unserem Blick. Ein Jahrhundert ist es her, seit Bettina v. Arnim, die Schwester des romantischen Dichters Clemens Brentano, lebte. Wie ihr Bruder war auch sie mit Geist und Feder tätig. Sie hat nicht nur später die Jugendbriefe ihres Bruders der Öffentlichkeit übergeben, sie schrieb auch das an innerem Gehalt so reiche Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, das uns jene heute so meilenferne Zeit vor Augen führt. Im stürmischen Jahre 1848 schrieb Bettina auch ein zeitkritisches Werk, das den politischen Machthabern ins Gewissen redet und den Titel trug: „Dies Buch gehört dem König“. Trotz ihrer geistigen Tätigkeit war diese Frau auch eine gute Mutter ihrer sieben Kinder. Oder denken wir an die noch lebende Schwester des so viel genannten Philosophen Friedrich Nietzsche, an Elisabeth Förster-Nietzsche. Unermülich hat diese kluge Frau daran gearbeitet, den Nachlaß ihres in der Nacht des Wahnsinns geendeten Bruders in vorbildlichster Weise zu betreuen und Friedrich Nietzsche ein weithin leuchtendes literarisches Denkmal zu setzen.

In dieser Reihe wäre auch Betsy Meyer, die Schwester Konrad Ferdinand Meyers, des vor einem Jahrhundert geborenen Schweizer Erzählers, hochbegabt und voller Verständnis für das Schaffen ihres Bruders, was sie es, die diesem für sein erstes Buch in Stuttgart einen Verleger ausfindig machte. Und als ihr Bruder, gleich dem vorgenannten Philosophen, in geistiger Unmacht ins Land der Schatten gegangen war, da errichtete sie diesem das ausschlußreiche literarische Denkmal „Konrad Ferdinand Meyer in der Erinnerung seiner Schwester“.

Und Goethe und Schiller? Nun, allzu Großes ist da nicht zu berichten; dennoch: Goethes einzige Schwester Cornelia durfte dem in höchsten Geistesphären dahinsitzenden Bruder Modell zu der tragischen Figur der Aurelia in seinem Roman „Wilhelm Meister“ stehen; darüber hinaus hat der von aller Welt gefeierte Dichter stets warme Worte der Anerkennung des Wesens seiner mit körperlichen Reizen wenig geschmückten Schwester gefunden. In Schillers rauhe und reizlose Jugend spielt seine Schwester Christophine freundlich hinein. Sie schrieb die ersten leidenschaftlichen Gedichte des Bruders in eine lesbare, zierliche Reinschrift. In der Ehe haben beide, Cornelia Goethe wie auch Christophine Schiller, kein rechtes Glück gefunden.

Eine ruhigere, dafür aber besorgte Schwesterliebe besaßlotte Schleiermacher, die Schwester des einstmal sehr beachteten

Berliner Predigers und Denkers. Lottes größter Kummer war, daß ihr Bruder in den Fängen verführerischer und als schöngeistig bekannter „Berliner Südninnen“ enden möchte. In mancherlei Briefen mußte der körperlich gar nicht so Leidenschaftliche die als Lehrerin tätige, unverheiratete gebildete Schwester beruhigen. Ein eigenes Eheglück fanden übrigens auch Luise und Klara Morike, die Schwestern des schwäbischen Dichters und Erzählers, nicht. Und besonders Klara sah ihre Lebensaufgabe darin, ihrem Bruder ein wirtschaftlicher Hort und Halt zu sein. Unvermählt starben auch Ulrike v. Kleist und Regula Keller; beides besorgte Schwestern wesentlicher Vertreter deutscher Dichtung.

Berweilen wir zum Schluß noch ein wenig bei Heinrich Heine, dessen in tausenden Melodien übertragener unvergänglicher Liebeschlag auch heutigen Tages noch ungezählte Freunde findet. Heinrich Heine hatte außer zwei Brüdern eine Schwester, Charlotte. An ihr hing er als Kind, als Student und auch in seinen späteren Pariser Jahren immer mit einer besonderen Liebe. Obwohl nur drei Jahre jünger als der Bruder, hat Lotte diesen um etwa ein halbes Jahrhundert überlebt. Im Alter von 99 (!) Jahren sprühte diese überaus regame Frau noch von interessanten Erinnerungen an den berühmten Bruder. Alfred Voss, der sehr beachtenswerte heftige Romandichter, hat kürzlich über einen Besuch bei ihr berichtet. „Mein Gedächtnis“, so hatte die fast Hundertjährige ihm damals gesagt, „ist so stark, daß ich mich noch sehr wohl erinnere, wie Harry und ich als Kinder in einem Bettchen lagen und die Mutter vergeblich unserer Ungezogenheit wehrte.“ Und weiter plauderte die Unverwundliche: „Vor fünfzig Jahren war ich bei meinem Bruder in Paris. Der hatte einen Papagei, und dieser vergnügte sich stundenlang mit einem Exemplar des „Buches der Lieder“, drehte mit seinen Krallen Seite für Seite um und pickte auch daran. Mathilde, Heines Frau, sah ihm dann voll Bewunderung zu. Harry, sagte ich zu meinem Bruder, dein Papagei versteht mehr von deinen Gedichten als deine Frau, worauf mein Bruder mir herzlich lachend zustimmte.“ — Wenn man weiß, wie fremd die Frau des von aller Welt gefeierten Dichters dem poetischen Schaffen ihres Mannes gegenüberstand, so wird man diesem hübschen, durch Heinrich Heines Schwester verbürgten Scherz gern zustimmen.

Kinderschutz im Auslande.

Der Staat Neuseeland, der auf einer Fläche, die fast zwei Drittel so groß ist wie das Deutsche Reich, eine Einwohnerzahl von nur etwas über 1¼ Millionen Menschen aufweist, steht mit seiner niedrigsten Kindersterblichkeit von nur 4,78 Proz. als Musterstaat des Kindes obenan. Auch neuerdings ist wieder ein bedeutsamer Fortschritt zu verzeichnen. Das Parlament hat ein umfassendes Jugendwohlfahrtsgesetz angenommen, das, ähnlich wie unser deutsches Jugendwohlfahrtsgesetz, alle Kinder und Jugendlichen unter den Schutz des Staates stellt und ihm ganz besondere Aufgaben hinsichtlich bedürftiger, verwahrloster, abnormer und verbrecherischer Kinder anweist. Sie werden alle Mündel des Staates, der durch ein Netz von Heimen, Erziehungsinstituten, landwirtschaftlichen Kolonien und Fortbildungsanstalten für sie sorgt, und bleiben bis zum 21. Jahre unter staatlicher Fürsorge, während für Personen, die sich als degeneriert herausstellen, dauernde Ueberwachung eingerichtet werden soll.

Mit besonderem Zartgefühl behandelt das neue Gesetz die Frage der unehelichen Kinder und ihrer Mütter. Besondere weibliche Angelegenheiten, denen über alle Angelegenheiten vollständig Vorschub gegeben wird, wird, wachen über Mutter und Kind. Sehr weitgehend ist auch der Schutz gegen frühzeitige Erwerbsarbeit. Es besteht eine umfassende Berufsberatung, und vor der Arbeitseinstellung jedes Jugendlichen muß ein Zeugnis über genaue ärztliche Untersuchung und über den vollendeten Schulbesuch beigebracht werden. Jugendliche unter 16 Jahren dürfen nicht nach 6 Uhr nachmittags und vor 7,45 Uhr morgens, solche unter 18 Jahren nicht nach 9 Uhr abends beschäftigt werden. Auch in Süd-Australien liegen fortschrittliche Gesetzesentwürfe dem Parlament vor, für deren Annahme insbesondere seitens der Frauen lebhaft agitiert wird.

In den Vereinigten Staaten ist das Reichsgesetz (Federal law), das endlich einen gleichmäßigen Schutz der Kinder in der ganzen nordamerikanischen Union bringen würde, noch immer nicht angenommen. Die Lage des Kindes ist in jedem der 48 Staaten verschieden. Weitgehendem Kinderschutz mit ausgedehnter Schulpflicht und spätem Arbeitsbeginn stehen Staaten gegenüber, namentlich die südlichen mit einer großen negerbevölkerten, in denen nur sehr unregelmäßiger und unzureichender Schulbesuch und viel Kinderarbeit besteht. Seit vielen Jahren agitieren fortschrittliche Politiker und Sozialreformer für das einheitliche Kinderschutzgesetz, dessen Annahme immer bedauerlich scheint, das aber im letzten Augenblick stets den Umtrieben der Kapitalisten und Reaktionsäre zum Opfer fällt. In Oesterreich wird sich der Nationalrat mit einem neuen Gesetz zum Schutze von Ammen und Säuglingen zu befassen haben. Der Gesetzesentwurf, von der Nationalrätin Olga Kubel-Beynel eingebracht, fordert nicht nur ein Gesundheitszeugnis für die Amme, sondern auch für das Kind, das von der Amme gestillt werden soll, ebenso ärztliche Zeugnisse für Kinder, die in Pflege gegeben werden.

Mit einer seltsamen Form von Kinder- und Jugendschutz bedachte der Bischof von Linz die Jugend Ober-Oesterreichs. Der Turnunterricht und die körperliche Ausbildung von Mädchen sind ihm ein Dorn im Auge. Er verbietet in einem Kund-

schreiben 1. jeden gemeinsamen Turnunterricht von Knaben und Mädchen, 2. jeden Unterricht von Mädchen durch einen männlichen Turnlehrer, 3. jedes Radturnen, aber auch jedes Turnen im Badeanzug, 4. jede Mitwirkung von Mädchen und Frauen bei Turnvorführungen! Gesundheitspflege und unbefangene Körperkultur scheinen somit von dem Bischof als sündhaft und gotteslästerlich angesehen zu werden.

Heilstätte für Bettnäßer. Mitte Januar 1926 wird die Heilstätte für Bettnäßer auf dem Sonnenstein in die vom sächsischen Arbeits- und Wohlfahrtsministerium erpachtete Kinderheilstätte Heideberg (Oberlöbnitz, Bezirk Dresden) verlegt. Das in gesunder Höhenlage über der Löbnitz unweit Dresden inmitten großer Gartenanlagen am Wald gelegene Heim dient hinfert unter fachärztlicher Leitung und dauernder ärztlicher Ueberwachung lediglich und ausschließlich der Behandlung von bettnässenden Kindern, die im allgemeinen von anderen Erholungs- und Behandlungsmöglichkeiten ausgeschlossen sind. Die Erfahrungen in der bisherigen Kinderheilstätte Sonnenstein lassen erhoffen, daß die Durch- und Fortführung der dort bewährten Behandlungsmethoden (Luft- und Liegekur, Diät, Bäderbehandlung, Elektrizität und Psychotherapie usw.) in Verbindung mit erzieherischen Maßnahmen den besonders beklagenswerten Kindern dauernden Nutzen bringt.

Bernard Shaw über Geburtenkontrolle. In einem kürzlich in Amerika veröffentlichten Briefwechsel mit dem verstorbenen Präsidenten Roosevelt und dem Professor Robert Wolf von der Harvard-Universität äußert sich Bernard Shaw in bemerkenswerter Weise über das Geburtenproblem. Während Roosevelt eine möglichst uneingeschränkte Kindererzeugung als oberste Staatsbürgerpflicht hinstellt, tritt Shaw für die Geburtenkontrolle ein, damit die Zahl der Geburten in einem gesunden Verhältnis zu den Lebensmöglichkeiten steht, die ein Land seiner Bevölkerung bietet. Dabei erklärt er in seiner bekannten halb ernsten, halb ironisch übertreibenden Art, „daß ich, wenn ich eine Frau wäre, mich entschieden weigern würde, ein Kind zu bekommen, falls man mir dafür nicht zehntausend Dollar bezahlte, und daß eine Ration, die die Aufzucht ihrer Kinder nicht zu verbürgen vermag, nicht das Recht hat, Kinder zu verlangen“.

Die Frau hat zu schweigen! Da in Holland mit dem Wahlrecht auch die Wahlpflicht verbunden ist, finden jetzt immer noch Bestrafungen — hauptsächlich von Frauen — wegen Versäumnis der Stimmabgabe bei den letzten Juniwahlen zur Zweiten Kammer statt. Ein bezeichnender Vorfall ereignete sich am 18. Dezember vor dem Gericht in Hilversum. Sieben Frauen aus Kortenhof waren wegen Verletzung ihrer Stimmpflicht angeklagt. Sie beriefen sich sämtlich darauf, daß sie religiöse Gewissensbedenken gehabt hätten, weil in der Bibel geschrieben stehe, die Frau habe zu schweigen und zu gehorchen. Der Amtsrichter machte den bibelbesessenen Damen klar, daß diese Bestimmung für die moderne bürgerliche Gesellschaft keine Geltung habe. Unter Zubilligung mildernder Umstände wurden die sieben Frauen zu je 50 Cent Geldstrafe oder einen Tag Haft verurteilt. Die Frauen erklärten einstimmig, daß sie aus den gleichen religiösen Gründen auch nicht die Geldstrafe bezahlten, sondern den Tag Haft abtun wollten.

Die größte Kindersterblichkeit der Welt herrscht in Japan. Nach einer seeben in Tokio erschienenen Statistik kommen auf 1000 Geburten durchschnittlich 150 bis 200, gelegentlich sogar 250 Todesfälle. Diese überraschend hohe Ziffer wird auf mangelhafte sanitäre Einrichtungen und vor allem auf geringe Kenntnis der einfachsten Forforderungen der Kinderpflege bei den japanischen Müttern zurückgeführt.

Wie erhält man Bienenhonig klar? Die Hausfrau, die meist keine Kenntnis von der notwendigen Art der Aufbewahrung von Bienenhonig hat, bereut häufig ihren Kauf, wenn sie entdeckt, daß der Honig trübe oder körnig wird. Die Ursache davon ist in der Regel darin zu suchen, daß der Honig zu kühl aufbewahrt wird. Gerade die Kälte befördert das Körnigwerden des Honigs. Man muß ihn deshalb im Gegensatz zu anderen Nahrungsmitteln an einem warmen Ort aufbewahren. Gut gereifter Honig, der nicht der Feuchtigkeit ausgesetzt wird, verdirbt unter keinen Umständen, weil die Fäulnisbakterien im Honig nicht leben können. An sich wird ja der Wert des Honigs auch durch das Körnigwerden nicht vermindert. Man kann aber auch den Honig leicht wieder flüssig machen, indem man den Behälter mit dem Honig in ein Gefäß mit warmem Wasser stellt, bis alle Kristalle und das trübe Aussehen verschwunden ist.

Scherz und Ernst

Im Jahrhundert des Kindes. Weil der Papa keinen Reiseurlaub bekommen hat, wird Etschen, zweijährig, von der guten Tante mit in die Sommerfrische genommen. Feld, Wald und Heide erschließen ihr eine herrliche, neue Wunderwelt. Einmal befragt, ob sie denn gar keine Sehnsucht nach Mama und Papa habe, rümpft sie das Näschen und antwortet: „Was soll ich bei den Leuten!“

Der Selbstbewußte. Wälschen, das Dreijährige, darf im Seebad mit Papa und Onkel täglich ins Herrenbad gehen. Einmal, als man sich zu diesem Zweck von dem am Strande spazierengehenden Damen verabschiedet, erklärt der Dreijährige stolz: „Wie Männer gehen jetzt baden.“

Ausflieg des Homonyms in der vorigen Nr.: „Fliegen.“